

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 201 (1928)
Rubrik: Das Bernbiet ehemals und heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Bernbiet ehemals und heute.

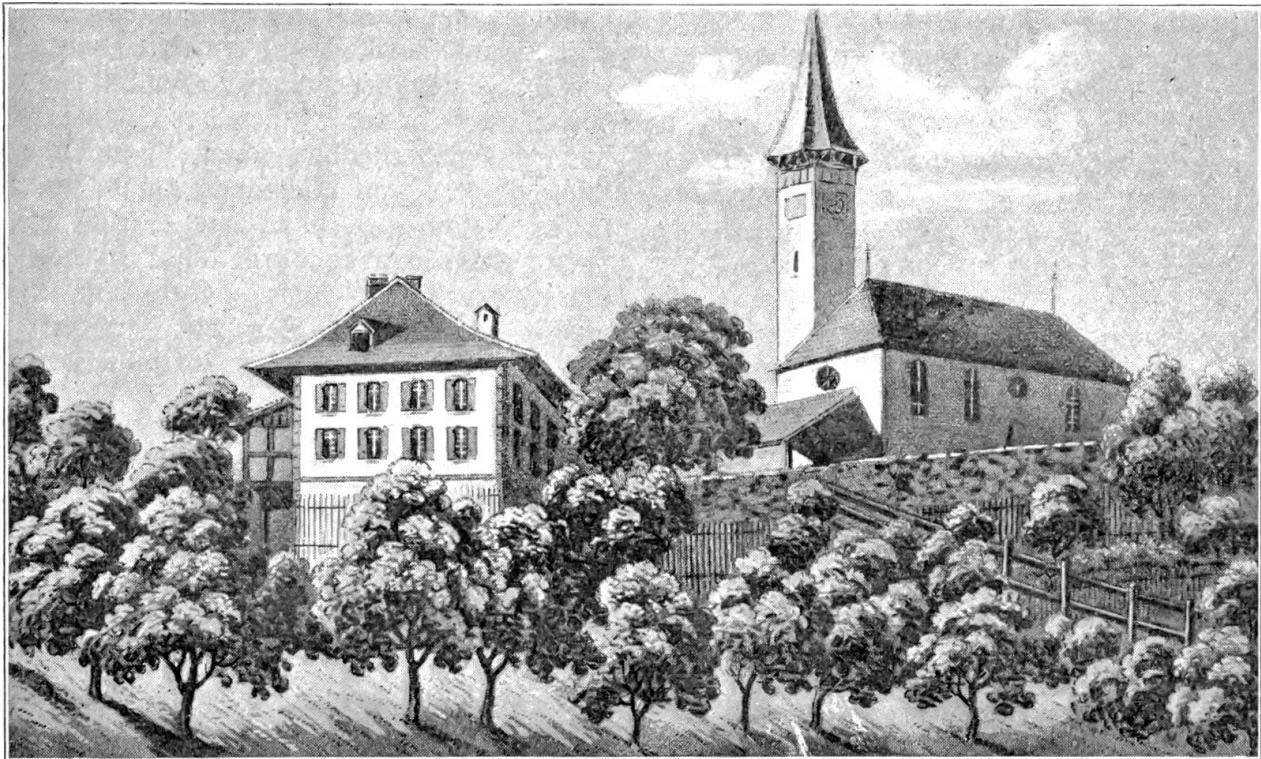
Wir sind auf unserer letzten Wanderung hinten im Randertal stecken geblieben, wo das Bernerland nicht mit Brettern, sondern mit hohen Felswänden und weitgedehnten Gletschern abgeschlossen ist. Wir haben es aber heute bequem, wenn wir vor solchen Hindernissen zurückschrecken, wir warten auf den nächsten Schnellzug, der uns in wenigen Minuten wieder hinunter an das Gestade des Thunersees bringt und damit an den Ausgangspunkt für weitere Streifzüge in die Täler des Oberlandes. Aber vorerst reizt es uns, noch einen Abstecher hinüber ans jenseitige Gestade des Sees zu unternehmen, das so verlockend herüberschaut. Dort liegt als schmaler Landstreifen am Fuß der Blume und des Sigriswilergrates und der Ralligstöcke die bernische Riviera, die wie ein schmucker Garten von Dörfchen und Landgütern übersät ist, der Lieblingsaufenthalt der Berner, die dort ihre Sonntage und ihre Ferien zubringen. Viele haben sich sogar ganz dort niedergelassen und genießen die herrliche Natur und die Vorzüge eines südlich warmen und milden Klimas.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß diese paradiesische Gegend entdeckt worden ist, und wir staunen, wenn wir noch in einem kaum hundert Jahre zurückliegenden Reiseführer durchs Oberland lesen: „Was die Gasthöfe betrifft, so darf man nicht allenthalben etwas Ausgezeichnetes erwarten und muß also sehen, wo man am liebsten verweilen möchte. Zu Thun wird das weiße Kreuz und der freie Hof wohl jeder billigen Forderung entsprechen. Am Thunersee fehre man lieber gar nicht ein, sondern habe auf dem Schiffe, was man zur Erfrischung nötig glaubt. Erst am oberen Ende des Sees, beim Neuhaus, dürfte man mit Vergnügen etwas genießen.“ Also nicht einmal zu einem Imbiß reizte das Land, das heute mit Gasthäusern und prunkvollen Hotels übersät ist und während der guten Jahreszeit Hunderte von Fremden beherbergt. Die Gegend, die man damals vom Ruderschiffe aus mit dem Perspektiv bewunderte, die nur auf Saumpfaden dem Wanderer zugänglich war, durchflißt heute eine kaum unterbrochene Kette von Automobilen

auf bequemer Landstraße, durchfährt eine elektrische Bahn und bedient an vielen Stellen der stolze Salondampfer.

Hilterfingen.

Kirche und Pfarrhaus zu Hilterfingen bieten eines der anmutigsten Landschaftsbilder, die man sich denken kann. Auf freier Höhe über dem See, inmitten prächtiger Bäume gelegen, zieht der hohe Turm mit dem schlanken, spitzen Helm die entzückten Blicke aller Reisenden auf sich, und wundervoll ist auch der Ausblick, den man von dieser Höhe über den See und das jenseitige Gelände auf die Vorberge und die weißen Gipfel der Hochalpen genießt. Hilterfingen gehört zu den zwölf Töchterkirchen von Einigen, die ihren Ursprung bis zur Zeit Rudolfs II. von Burgund zurückdatieren. Sie lag im Gebiet der Herren von Oberhofen, und ein Libo von Oberhofen soll sie im Anfang des 12. Jahrhunderts dem Stift Amsoldingen vergabt haben. Daraus entstand ein langwieriger Streit zwischen Amsoldingen und Oberhofen, als ein Nachkomme der Herren von Oberhofen, Walter von Eschenbach, die Rechte an der Kirche für sich beanspruchte. 1266 wurde in Thun im Beisein Rudolfs von Habsburg der Zwist zugunsten des Eschenbach entschieden, so daß vier Jahre später Walter von Eschenbach diesen Kirchensitz dem Kloster Interlaken zuwenden konnte. Bis 1424 blieb Interlaken im Besitz dieses Rechtes; in diesem Jahre überließ es Hilterfingen dem Schloßherrn von Oberhofen, Franz von Scharnachthal, gegen den Kirchensitz von Spiez. Die dem heiligen Andreas geweihte Kirche von Hilterfingen erfreute sich der besondern Gunst der Herren von Scharnachthal, die sie im Jahre 1471 reparieren ließen, ihre Pfründe stetig mehrten und ihre Fenster mit herrlichen Glasgemälden ausschmückten, die noch heute zum Teil das stimmungsvolle Gotteshaus zieren. Neben den Wappenscheiben Caspars von Scharnachthal und seiner dritten Frau, Pernetta von Wilarzel, Heinzmans und Conrads von Scharnachthal sind es besonders die vier Fenster mit den 24 Darstellungen aus dem Leben und der Passion



Pfarrhaus und Kirche von Hilterfingen.

(S. Weibel, 1. August 1822.)

Jesu, die als ein anmutiges Bilderbuch von heute unschätzbarem Werte das Schiff schmücken. Sie dürften aus dem Jahre 1471 stammen. Die Kirche von Hilterfingen darf sich überhaupt rühmen, zu den an gemalten Scheiben reichsten Kirchen im Bernerland zu zählen. Eine stattliche Reihe farbenprächtiger Wappenscheiben aus dem Jahre 1728 deutet auf eine Renovation, die damals durchgeführt wurde.

Die Geschichte Hilterfingens, das heute noch einige alte Häuser neben den zahlreichen Neubauten und Hotels aufweist, sind aufs engste verknüpft mit dem benachbarten

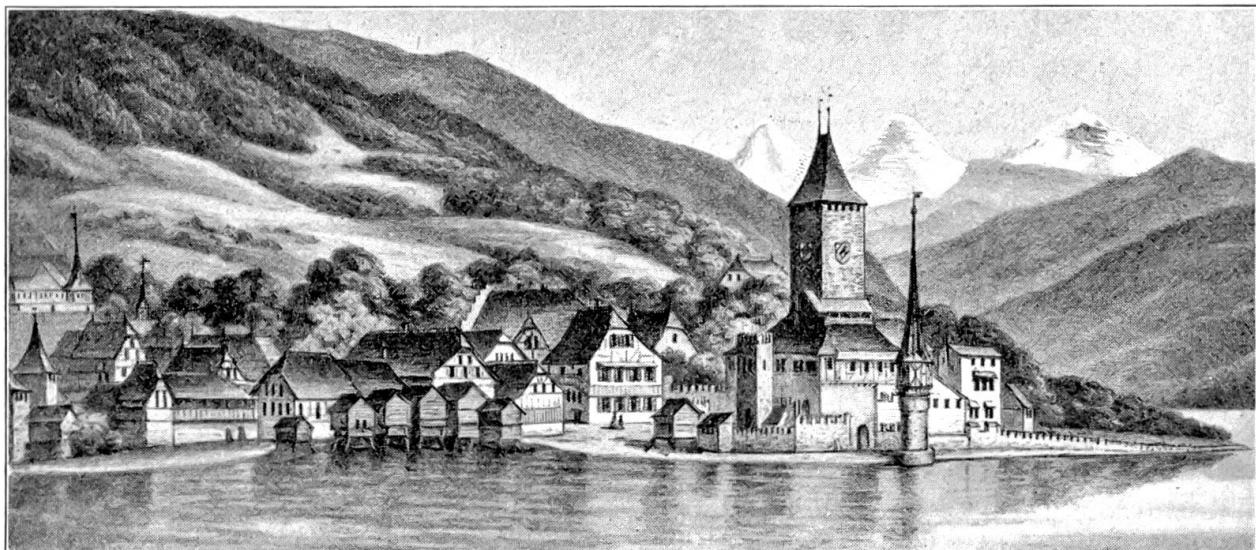
Oberhofen,

das keine eigene Kirche hatte, nur eine Schlosskapelle und eine kleine Kapelle, St. Antonien genannt, wahrscheinlich beim heutigen Klösterli, einem hübschen Rebgut des Klosters Interlaken. In stolzer Breitspurigkeit steht das prächtige Schloss auf einer Landzunge an der sanftgeschwungenen Uferlinie, besonders vom See aus einen imposanten Anblick darbietend, der von jeher die

Maler zu bildnerischer Darstellung gereizt hat. Der massive, uralte Bergfried ragt aus dem malerischen Gewirr zu verschiedensten Zeiten entstandener Gebäulichkeiten heraus, üppiges Grün schlingt sich um Mauern und Vorlauben, und die blauen Wellen des Sees plätschern an die Hausmauern und das zierliche Wassertürmchen, das nach altem Muster neu angebaut wurde. Die Wirkung, die von diesem Schlosse ausgeht, ist heute nicht mehr so stark wie einst, da die vielen Hotelbauten von großem Ausmaß die mittelalterliche Anlage viel kleiner erscheinen lassen als früher, da sie in dem lieblichen Rebgelände in stolzer Isoliertheit die Blicke auf sich zog. Wenn wir von Rebgelände sprechen, so antwortet uns bei den jüngern Lesern ein ungläubig Kopfschütteln, bei den ältern verständnisvolles Lächeln. Sie haben noch vom Oberhofnerwein und seiner sprichwörtlichen Säure etwa reden hören. Und doch war der Wein, der an den Hängen des Nordufers mehr oder weniger reifte, einst der bevorzugte Bernerwein und die Rebkultur bis weit ins letzte Jahrhundert hinein die Haupt-

beschäftigung der Anwohner. Die mächtige Kelter von Gunten, die heute im historischen Museum in Bern aufbewahrt wird, das typische Rebguß Ralligen und die Rebterrassen beim Heidenhaus im Längenschachen außerhalb Oberhofen sind die letzten Zeugen der einstigen Wein herrlichkeit am Thunersee. Sehr nett schreibt im Jahre 1805 Sigmund Wagner in seiner Reise von Bern nach Interlaken: „Oberhofen ist auf der Seite des Berges von Reben umgeben, die vormals, ehe der waadtändische Nektar den Gaumen der

Schlosses weist ins frühe Mittelalter zurück. Die erste urkundliche Nachricht erwähnt einen Seilger von Oberhofen, der um das Jahr 1130 das Kloster Interlaken stiftete. Zur selben Zeit vermachte sein Bruder Werner das Schloß seinem Schwiegersohne Walter von Eschenbach, und im Besitz dieses Geschlechtes blieb das Schloß bis zum Jahre 1306, wo es durch Kauf in den Besitz Österreichs kam. Nach mehrfachem Besitzerwechsel erwarb 1397 Bern die Herrschaft Oberhofen, mußte sie aber schon im folgenden Jahre



Oberhofen im Jahre 1671.

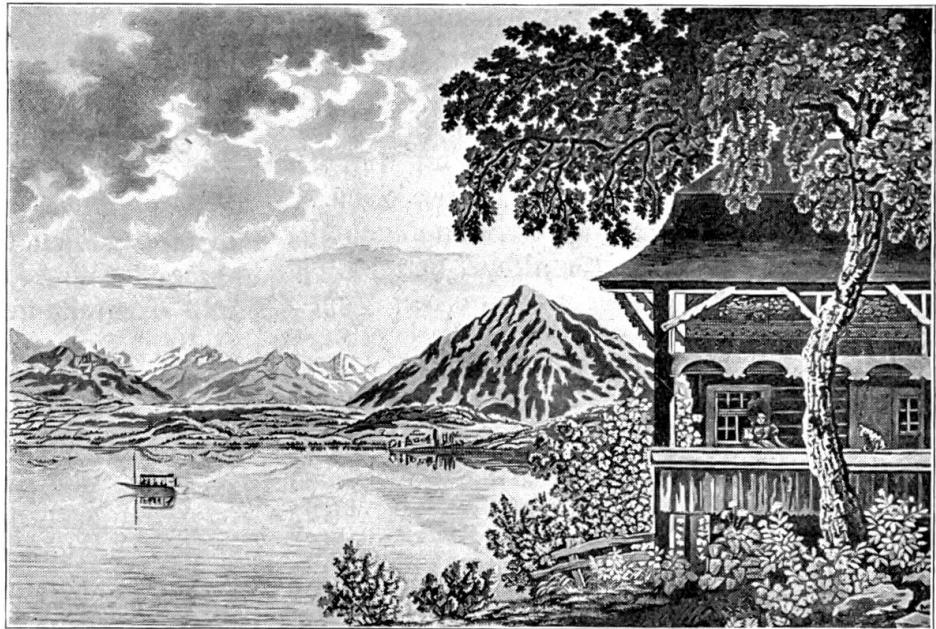
Trinker leicht gemacht hatte, für kostbar galten; jetzt dient der Wein aus diesen Gegenden den Freunden des Gottes der Reben und den Dichtern schweizerischer bacchischer Lieder oft zur Stichscheibe für ihren Witz, der indes oft nicht so pitant ist als der Trank, den er bespottet.“ Das einzige Wirtshaus, das 1857 noch in Oberhofen stand, hieß denn auch „zur Traube“.

Über dem Dorf, auf der Höhe neben dem Riederbach, zeigt man noch den Platz, wo die Stammburg der Ritter von Oberhofen gestanden hat; die Balmburg wird sie genannt und soll der ursprüngliche Sitz der Ritter von Balm gewesen sein. Im Jahre 1568 standen dort noch ansehnliche Trümmer. Schon sehr früh muß aber auch das Gelände unten am See besiedelt worden sein, denn der Turm des heutigen

weiterverpfänden, der damaligen zerrütteten Finanzen der Republik wegen. Sie kam so in den Besitz der Edlen von Seftigen und der mit ihnen verwandten von Scharnachthal. Unter den Scharnachthal erlebte das Schloß seine Blütezeit, und die bedeutendsten Bauteile des heutigen Schlosses gehen auf die Zeiten dieser Besitzer zurück. Im unglücklichen Feldzug des Jahres 1587 nach Frankreich fanden neben so vielen wackeren Schweizern auch die drei Söhne des Niklaus von Scharnachthal ihren Tod, und der überlebende Vater vermachte als der letzte seines ruhmwollen Stammes die Besitzung seinen Neffen aus dem Geschlechte der von Erlach. Als aber die Linie Erlach-Scharnachthal ausstarb, ergriff der Staat Bern die Gelegenheit, im Jahre 1652 die Herrschaft Oberhofen an sich zu ziehen und

daraus eine eigene Landvogtei zu bilden, bestehend aus den Gerichten Oberhofen, Hilterfingen und Strättlingen, in der nun bis 1798 für je sechs Jahre ein Landvogt residierte. Die Helvetik verkaufte im Jahr 1801 das im Kanton Oberland gelegene Schloß Oberhofen mit zwei obrigkeitlichen Trühl und zwei Kellern um Fr. 12,000 an Johann Peter Knechtenhofer von Thun. 1803 wurde es zum Amtsbezirk Thun geschlagen. 1828 erwarb die Besitzung Franz von Lerber, der das Schloß mit großen Kosten wiederherstellen und ausbessern ließ; seine Witwe, Adelheid, geb. Dugsburger, verkaufte das Schloß 1844 um Fr. 54,000 weiter an den Grafen Friedrich von Pourtales, der ihm seine heutige Gestalt verlieh. Durch Erbschaft kam es dann an den Maler Graf Harrach-Pourtales.

Der Familie Pourtales verdankt Oberhofen auch den hübschen, nach italienischem Vorbild erbauten Spital. Von besonderm Reiz aber ist das Landgut, das zu äußerst auf der Landzunge nach dem Längenschachen zu das Dorf abschließt. Es blieb 1652 bei der Enteignung der Domäne Oberhofen der Witwe des Schultheißen Franz Ludwig von Erlach-von Graffenried als Weiber-gut, kam dann in die Familie von Wattenwyl und ist heute im Besitze der Familie von Mandach. Von dem französischen Grafen Siméon wurde ein sogenanntes neues Schloß erbaut, ein großes modernes Hotel nach dem andern wuchs aus dem bevorzugten Erdenslech, den schon 1874 Emanuel Moritz von Wattenwyl unter dem Decknamen Emanuel Morris als das bernische Montreux pries und als Winteraufenthalt empfahl. So sehr aber die Natur den Ort bevorzugt hat, so stiefmütterlich sind die Menschen damit umgegangen. Nachdem am 26. Juni 1864 eine Feuersbrunst fast die gesamte Ortschaft, 73 Firschen, verzehrt hatte, wurde das Dorf mit Hilfe der



Aussicht von Gunten.

fast 100,000 Franken betragenden Liebessteuer neu aufgebaut, ökonomischer und rationeller als vorher, aber der malerische Reiz des Oberländer Dorfes war dahin und konnte auch mit den zahlreichen Landhäusern und Villen von Fremden und Einheimischen nicht wiedergewonnen werden.

In den Jahren 1851 und 1852 wurde die neue Seestraße von Oberhofen nach

Gunten

erbaut und damit ein weiterer Teil des nördlichen Seufers dem Verkehr zu Lande erschlossen. Im Längenschachen zweigt jetzt auch die große Fahrstraße ab, die hinauf nach Usslen, Tschingel und Schwanden führt, anderseits nach dem lieblichen Dörflein Ringoldswil und der Krinde. Auf dem Schwemmland, das der Guntenbach aus der wilden, kaum zugänglichen Schlucht vom Rothorn heruntergeschwemmt hat, liegt der geschützte Ort Gunten oder Gonten, wie man früher sagte, vor sechzig Jahren noch von kaum 100 Personen bewohnt, heute ein stattlicher Fremdenort, der immer mehr als Aufenthaltsort bevorzugt wird. Hier an den sonnigen, geschützten Hängen wuchs ehemals der beste Seewein, und die Weinlese spielte eine große Rolle. Aus diesem zur Kirchgemeinde Sigriswil gehörenden Örtchen stammt

die Familie von Gunten, aus der ein origineller Wunderdoktor, der 1792 verstorbene Ulrich von Gunten, ähnlich dem Michel Schüppach weitherum Berühmtheit erlangt hat. Von seinen eigenartigen Wunderkuren, die oft an Rühnheit selbst unsere heutige Chirurgie in den Schatten stellten, erzählte man sich das Unglaublichste. Der Bach, der aus dem Gunntobel herausfließt, ist heute gebändigt, aber noch in den Jahren 1821 und 1823 richtete er große Verheerungen an, und noch jetzt bedroht er oft durch sein plötzliches Anschwellen und sein Geschiebe das zu einem lieblichen Garten kultivierte Delta, das er vom Sigriswilergrat heruntergespült hat. Merkwürdigerweise spielte der Fischfang in diesen Seedörfern gar keine Rolle. Der berühmte Fischreichtum des Thunersees war allerdings mit der Einführung des kalten Randerwassers stark zurückgegangen, aber wir wundern uns doch, wenn wir aus der Beschreibung von Sigriswil aus der Feder des Dichterpfarrers G. J. Ruhn 1808 erfahren, daß „in der ganzen Gemeinde kein eigentlicher Fischer sei. Die Fische werden entweder bei stilem See am Ufer geschossen oder im Frühling beim Zünden gefangen. In einer stillen, finstern Nacht geht eine kleine Gesellschaft zu Schiffe, zündet vorne in einer Pfanne ein Feuer von Kienholz an, und die durch den Schein desselben herbeigelockten Fische werden entweder mit einem vielzäigigen Instrumente, das Gehre heißt, gestochen oder mit einem kleinen, an einem Kreuz von Reifen ausgespannten und an einer Stange befestigten Garne, Bähre, lebendig gefangen.“ Als eine Merkwürdigkeit aus dem alten Gunten mag noch erwähnt sein, daß der Pintenwirt Weibel Amstutz im Anfang der dreißiger Jahre als guter Patriot ein Wirtshaus-
schild herausging, auf dem der weiße Bär den schwarzen zu Boden warf.

Bis zum Jahr 1882 war hier die Welt zu Ende, wollte man weiter seeaufwärts, so mußte man sich einem der großen sogenannten Böde anvertrauen. Im genannten Jahre nun begann man mit dem Bau der prachtvollen Kunststraße nach Merligen über die Nase bis nach Neuhaus und Interlaken, eine Straße, die mit ihren Galerien und Ausblicken mit der Axenstraße in Wettbewerb treten darf.

Merligen,

am Ausgang des wilden Justistales gelegen, war früher der Rastplatz der Schiffleute am See, als Zwischenstation zwischen Thun und Interlaken, und hatte als solcher größere Bedeutung und einen größeren Konsum des Weines, der hier in großer Menge gezogen wurde. Die geschützte Lage läßt eine fast südliche Vegetation gedeihen, und Edelkastanien und Kirschblorbeer sind keine Seltenheiten. Eine andere Besonderheit sind die Steinbrüche, in denen der sogenannte Merligermarmor gebrochen wird, ein schöner, grauer Stein, der besonders früher in Bern viel Verwendung fand und an der Nydeggbrücke und am alten Bundesrathaus ausgiebig verwendet wurde. Im Juni 1856 richtete ein Hochgewitter große Verwüstungen an, und 1898 erlitt das langgestreckte Dorf das Schicksal der meisten Oberländerdörfer, es wurde zu einem großen Teil ein Raub der Flammen, womit leider eine große Zahl berühmter schöner Berner Häuser aus dem Landschaftsbild verschwand. Die abgeschlossene Lage des Dorfes mag die Ursache gewesen sein, ihm wie Schilda alle möglichen Narrenstreiche zuzuschreiben und die Merliger damit zu necken. Eine Blütenlese solcher Geschichtlein kann man in Pfarrer Howalds geschriebener Sigriswilerchronik nachlesen. Hier blühten aber auch die Sagen von den Erdmännchen und Zwergen, mit denen ja auch der Bergsturz von Roll in Verbindung gebracht wird. Heute steht an dieser Stelle die bekannte und vielbesuchte Haushaltungsschule Ralligen. Das schloßähnliche massive Gebäude wird ursprünglich ein Rebgut gewesen sein, dem Kloster Interlaken zugehörig. 1465 gibt das Kloster das Gut zu Ralligen, wie Clewi

(Fortsetzung auf Seite 65.)

Unser farbiges Bild

gehört zu der Serie von 55 Trachtenbildern, die von G. Lory, Sohn, geschaffen und im Jahr 1824 herausgegeben wurden. Bei Be- trachtung des Bildes wird man gerne an die moderne Bewegung denken, die unsere bürsche Tracht wieder auf die guten alten Vorbilder zurückführen will.



G. Lorn, Sohn

Stämpfli & Cie.

Bauersfrau aus dem Kanton Bern

Trinkler solches innegehabt, an Peter Schopfer zu Lehen, dann kam es an Georg Freiburger, der sich 1502 als Einsiedler in die Felsen zurückzog. Mannigfach hat es den Besitzer gewechselt. Die Spielmann, von Mülinen, Michel, Fels, Thomann und wiederum Fels erfreuten sich des schönen Sitzes, bis es Mitte des 18. Jahrhunderts an N. Tschaggeni von Thun kam, aus dessen Gelttag 1760 Samuel Hopf das Gut erwarb. Es kam immer mehr in Verfall, wurde von Landleuten bewohnt, bis der Eisenhändler Christen von Bern es läufig an sich brachte und die Haushaltungsschule darin einrichtete, die aus bescheidenen Anfängen zu einem bedeutenden Institut sich ausbildete.

Sigriswil.

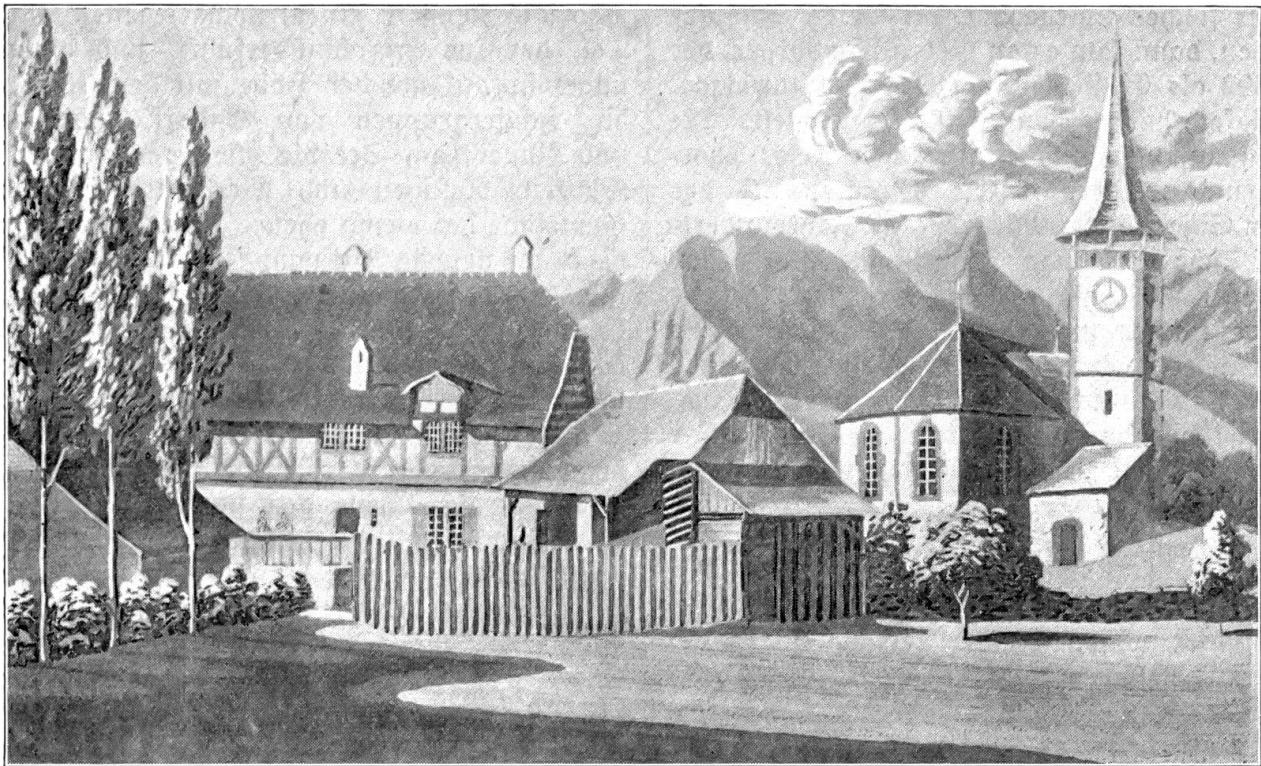
Eines der lieblichsten Dörfer der Gegend liegt auf sonniger, windgeschützter Terrasse eingebettet in einen Garten von Obstbäumen, Sigriswil, beidseitig von tiefen Schluchten abgegrenzt über dem steilen Hang, der nach Gunten und Merlingen zum See abfällt. Wer mit dem Schiff über den See fährt, der weidet seine Augen mit Entzücken an dem Bilde, das der weiße Kirchturm im dunklen Baumgrün auf dem Hintergrund der prächtig zum steilen Grat emporsteigenden Sigriswiler Alp darbietet. Man versteht, daß ein von der Natur derartig begnadeter Ort schon vor hundert Jahren als Luftkurort empfohlen werden konnte, und daß ein Dichterherz wie das Gottlieb Johann Kuhns höher schlagen mußte beim Anblick oder im Gedanken des Bergdörfleins, in dem er seine schönsten Vikariatsjahre verbringen durfte. Mit Rechtschmückt heute eine künstlerische Erinnerungstafel den Ort, in dem er sang:

„Wenn einst in unbekannte Fernen
Von dir mein Schicksal weg mich hebt
Und mich, beglänzt von andern Sternen,
Dein Bild im Traume nur umschwebt,
So denkt mein Geist mit Wohlgefallen
Und führt Rührung dennoch dein,
Mein Dorf! O! teuer mir vor allen,
Ja, teuer wirst du stets mir sein!“

Die Gemeinde Sigriswil erstreckt sich vom See bis hinauf ins Griz, von der Blume bis ins Justistal. Jenseits des Guntenbaches am Hang der Blume gehören dazu die Orte Wschlen, Tschingel und Schwanden, nordwärts Buchholz, Meyers-

mad und Reust in einem hochgelegenen, rauhen Tal, das ins Griz hinüberführt, und ostwärts, ungefähr auf gleicher Höhe mit dem Kirchdorf, die Häusergruppen von Endorf, Oberhausen und Wyler; am See die schon genannten Orte Gunten, Ralligen und Merlingen. Die ganze Gemeinde hat wenig ebenes Land und war auch bis in die neueste Zeit vom Verkehr abgeschlossen, nur durch den steilen Guntenstutz zugänglich. Heute führen großzügige Fahrstraßen von Oberhofen und von Gunten hinauf. Die 1905 geplante und schon konzessionierte Drahtseilbahn Gunten-Sigriswil blieb zum Glück nur Projekt, und ein bequemes Postauto vermittelte jetzt in ästhetisch befriedigender Weise den starken Verkehr, den der Fremdenzustrom gebracht hat. Von den ausgedehnten Reben, die das Gelände zwischen Dorf und See bedeckten, ist nichts mehr zu sehen. Nach einer obrigkeitlichen Schätzung müssen zu Ende des 18. Jahrhunderts noch etwa 200 Jucharten mit Wein bepflanzt gewesen sein. Aber schon Kuhn schreibt 1808: „Die hiesigen Landleute finden selbst das Quantum ihres Reblandes zu groß im Verhältnis mit Wiesen und Ackerland. Wäre des Weinlandes weniger, so würde viel Dung erspart, der mit Vorteil auf das magere Heuland angewandt, dadurch mehr Futter gewonnen, der Viehstand vermehrt und eben dadurch der Weg zur Verbesserung der Alpen und des gemeinen Gutes gebahnt . . . Indessen ist die Lage unserer Reben nicht so, daß sie zur Verwandlung in Wiesen riete, und der Gewinn, den sie in guten Jahren bringen, verbunden mit der großen Neigung zum lieben Wein, gilt bei ihnen für die beste Schutzschrift des Weines.“ Es ging aber doch wie in den bessern Rebenlagen des Seelandes, die Unsicherheit der Ernten und vor allem die Krankheiten setzten den Wein auf den Aussterbeetat, und der rationellere Wiesenbau und die Fremdenindustrie boten der Bevölkerung den erwünschten Ersatz. Der Haupatreichtum der Gemeinde besteht aber in den prachtvollen Alpen der höhern Gegend, auf denen schon 1850 etwa 500 Kühe gesömmert werden konnten.

Die außerordentlich reizvolle Gegend mußte von jehher den Menschen anlocken. Vorgeschichtliche Funde, die vor allem oben in Ringoldswil ergiebig waren, beweisen die frühzeitliche Besiedlung. Die



Pfarrhaus und Kirche von Sigriswil.

(S. Weibel, März 1823.)

dem heiligen Gallus geweihte Kirche zählte schon unter die zwölf Töchterkirchen von Einigen. Zuerst finden wir sie im 12. Jahrhundert als ein Eigentum der Edlen von Bremgarten, von denen sie an die Herren von Thun und bereits zu Beginn des folgenden Jahrhunderts in den Besitz des Klosters Interlaken überging, das auch seine Rechte zu behalten wußte bis zur Reformation, wo der Kirchensatz an den Staat überging. Nach einer Feuersbrunst im Jahre 1671 wurden Kirche und Pfarrhaus neu erbaut von Werkmeister Abraham Dünz. Von der alten Kirche blieben nur der Turm und der sehenswerte Taufstein, der bedeutend älter ist. Zu jener Zeit wurde auch die Mosestafel mit den Wappen der Dorfältesten in der Kirche aufgehängt und Glasfenster, die leider 1806 in unverantwortlicher Weise verschleudert wurden. Der Sigriswiler Chronist Howald erzählt uns, daß die Gemeinde die Fenster, Glasmalereien, Scheiben, Blei und Eisenrahmen für acht Franken dem Schreiner Jenni in Spiez überließ. „Einzelne Wappen waren zwar beschädigt, aber neune noch in sehr

gutem Stande; diese verpackte Jenni in einem Kistchen nach Bern, dort übergab er dieselben dem Glaser Gruner mit dem Auftrage, sie so vorteilhaft als möglich abzusehen. Ein Herr Walthard soll für jedes 15 Batzen geboten haben, um welchen Preis der Besitzer sie nicht hingeben wollte. Hierauf wurden sie nach geraumer Zeit dem Tischmacher Hässig von Aarau übergeben mit dem Beding, sie so gut als möglich zu verkaufen. Auch da blieben sie zwei Jahre lang liegen. Des langen Wartens müde, überließ Jenni demselben die Wappenschilde, neune an der Zahl, für 12 Franken. Die Summe von 100 Pfund bezahlte die Stadt Thun im Jahre 1678 für ihr, der Kirche Sigriswil geschenktes Wappen und im Jahre 1806 gab die hiesige Gemeinde das Kirchenfenster in dem nebst diesem schönen Wappenschilde noch ein zweiter war, für acht Franken hin!“

Unter den Pfarrherren von Sigriswil sind neben dem Dichter G. J. Ruhn, der von 1799 bis 1806 als Vikar hier oben lebte, noch zu erwähnen der eifrigste Botaniker Pfefferlin oder Piperinus, wie er sich nach damaliger Sitte

nannte, dem der berühmte Naturforscher Konrad Gesner in Zürich die Schilderung der Niesenbesteigung Bendicht Martis 1560 mit einem schmeichelhaften Briefe widmete. Leider raffte den wackern Mann, der sich hier oben in Sigriswil einen richtigen Alpengarten angelegt hatte, schon 1565 die Pest hinweg. Und dann der mehrfach erwähnte Chronist Karl Howald, der von 1833 bis 1869 hier oben wirkte und in sieben mit kostlichen Illustrationen geschmückten Bänden eine Geschichte der Gemeinde Sigriswil hinterlassen hat, die es verdiente, einmal einen verständnisvollen Bearbeiter zu finden. Wir finden darin auch Notizen über das alte Heidenhaus, in dem er die Stammburg der Herren von Sigriswil erkennen will, mit einer guten Zeichnung des Zustandes, den er noch vorgefunden hat, und über das Kapeli zu Endorf, „da, wo sich der Weg herabzusenken anfängt zur Brücke, die über den Pfannenbach führt. Nach der katholischen Sitte, wenn der Weg eines Leichenzuges vor einer Kirche vorüberführt, bei derselben den Sarg auf die Erde niederzustellen und zu beten, beobachteten nach uralter Herkömmlichkeit die Leute von Merligen, wenn sie einen Verstorbenen zur Beerdigung nach Sigriswil begleiten, noch immer die Gewohnheit, vor dem Kapeli zu Endorf mit dem Sarge stillzuhalten und daselbst eine kurze Rast zu machen.“

Bemerkenswert ist die Fülle urkundlichen Materials, das die Gemeinde Sigriswil stets mit Sorgfalt aufbewahrt hat und dem sie mit berechtigtem Stolz mitten im Dorf ein hübsches und vorbildliches Archiv errichtet hat. Neben alten Urkunden ist vor allem das Jahrzeitbuch bemerkenswert, das wohl zu den ältesten im ganzen Land gehört.

* * *

Pestalozzi-Worte.

Am 17. Februar 1927 wurde in der ganzen Welt, so weit die Kultur reicht, Pestalozzis 100. Todestag gefeiert. Es wurde so viel über Pestalozzi gesprochen und geschrieben, daß es überflüssig wäre, seine Lebensgeschichte auch noch im Kalender zu bringen. Aber einzelne Sprüche und Worte, die wie kostbare Perlen als sein Vermächtnis trotz der 100 und mehr Jahre immer wieder

hell glänzen und jung und wahr bleiben, möchten manchen wohltun und als Wegleitung dienen in der schwersten aller Künste, der auf Selbsterziehung gegründeten Kindererziehung.

Bater und Mutter! Bieget eure Kinder, fast ehe sie noch wissen, was links und rechts ist, zu dem, wozu sie gebogen sein müssen! Und sie werden euch danken bis ins Grab.

Die häuslichen Freuden der Menschen sind die schönsten der Erde, und die Freude der Eltern über ihre Kinder ist die heiligste Freude der Menschheit.

Die Natur zeigt sich unbiegsam gegen das stürmende Kind — es schlägt auf Holz und Steine, die Natur bleibt unbiegsam, und das Kind schlägt nicht mehr auf Holz und Steine. Jetzt ist die Mutter unbiegsam gegen die Unordnungen seiner Begierden, es tobt und schreit — sie ist forthin unbiegsam —, es schreit nicht mehr, es gewöhnt sich, seinen Willen dem ihrigen zu unterwerfen — die ersten Keime der Geduld, die ersten Keime des Gehorsams sind entfaltet.

* * *

Tiefblickend.

Fritzchen bekommt von der Mutter 50 Rappen geschenkt und bedankt sich nicht. „Wie mußt du sagen, Fritzchen?“ Fritz schweigt. — „Aber schäm dich, du weißt es doch; was sagt Mutti, wenn ihr der Papa Geld gibt?“ — „Ist das alles?“

Die Lebensbedingungen.

Lehrer: „Luft, Wasser und Licht sind Haupt erfordernisse für die Gesundheit des Menschen. Wüßt ihr vielleicht noch andere?“ Schüler: „Most, Brot und Chäs, Herr Lehrer!“

Das Sprachgenie.

Chef: „Sie haben sich um eine Stellung bei uns beworben. Do you speak English?“ — Stellensuchender: „Wie meinen Sie?“ — Chef: „Ich sage: Do you speak English?“ — Der Stellensuchende schweigt. Chef: „Ich frage, ob Sie englisch sprechen?“ — „O ja, perfekt.“